

Gott mit weißem Bart

Über eine Schwierigkeit der Glaubensvermittlung im Religionsunterricht

Von Ulrich Johannes Plaga

Es gibt Schwierigkeiten, auf die ein Religionslehrer jeden Tag stößt: die unsichtbare Mauer, das grundlegende Mißverständnis und Vorurteil.

Diese Schwierigkeiten beeinflussen, ja sie beherrschen den Religionsunterricht themenübergreifend, sie können auch durch noch so geschickte Themenwahl nicht umgangen werden, denn sie haben zu tun mit der Grundlage der christlichen Religion selbst.

Beschäftigt man sich beispielsweise mit einer Unterrichtsreihe über Anfang und Ende der Welt¹, kommt man unweigerlich an den Punkt, wo der Erfahrungshorizont der Schüler (was ist Himmel/was ist Hölle für euch?) ausgeweitet werden muß auf den Horizont des Neuen Testaments. Das könnte geschehen am Beispiel Mt 25,31-46 (»Das Weltgericht«). Unzweifelhaft überwiegt hier die jesuanische Moral vor der Sanktion, ewige Verdammnis oder ewiges Leben zu erhalten.

Schüler werden das Verhältnis beider Aspekte zueinander nicht aufklären können. Warum nicht?

In den Köpfen der Schüler geistert ein Gottesbild, das, sagt man es einmal überspitzt, als »Gott mit weißem Bart« überschrieben werden kann. Zwar glauben Schüler nicht selbst an diesen Gott, doch sie meinen zu wissen, daß das Gottesbild der katholischen Kirche auf einer göttlichen Macht basiere, die von irgendwoher entscheidet, was für uns und mit uns zu tun sei. Diese Macht erläßt Gebote (die Zehn Gebote sind für Schüler grundsätzlich das absolut entscheidende ethische Moment *christlichen* Verhaltens! Wo kommt das her?) und spricht Recht. Von hier aus ist Mt 25,31-46 ohne langes Nachdenken, insbesondere auch ohne gruppendynamischen Umweg, aus sich heraus verständlich: Wir haben Gutes zu tun (Hungernden Essen zu geben, Nackten Kleidung zu schenken etc.), und dann kommen wir in den Himmel, was immer das sei. Tun wir Böses, erwarten uns die höllischen Feuerqualen. Jede Übung, den Schülern die Möglichkeit zu bieten, ihre eigene, je persönliche Betroffenheit bezüglich des Textes zum Ausdruck zu bringen, scheitert. Die oben erwähnte Wand schiebt sich zwischen Text und Schüler: Der mit weißem Bart richtet, wir haben gut zu sein, sonst: Feuerhölle und Verdammnis!

Doch: Keiner glaubt's. Gott sei Dank!

Die moderne Theologie geht seit Jahrzehnten mehr oder minder eine umgekehrte Richtung. Sie vermeidet den Weg: Gott ist allmächtig → Gott richtet über Gut und Böse → Die Guten kommen in den Himmel, die Bösen in die Hölle. Sie bekennt, daß »ein verstärktes ›anthropozentrisches Bewußtsein«, das schonungslose Nachdenken über die Bedingungen und Bestimmungen menschlichen Lebens, zu einem ›neuen Aufgang Got-

¹ So vorgesehen im Religionsbuch »Zeichen der Hoffnung«, hrsg. v. W. Trutwin u.a. Düsseldorf 1992, S. 241-259, für die Klasse 10.

tes in der radikalisierten Frage des Menschen nach sich selbst« werden kann« (Theodor Schneider).² Insofern wäre das Gericht »der Ereignispunkt, an dem die echte und endgültige Konfrontation der verfallenen und verschütteten Wahrheit des Menschen mit der stehenden und offenen Wahrheit Gottes stattfindet. Es spricht nichts dagegen, daß innerhalb des irdischen Daseins eines Menschen durch die Gnade Gottes eine solche endgültige Konfrontation bereits stattfinden kann, so daß dieser Mensch durch das Gericht hindurchgegangen ist (Joh 3,20-21)« (Hans Urs von Balthasar).³ Diese Gottes- und Gerichtsvorstellung kann heute über den Gedanken hinweghelfen, »als inszeniere Gott zwei verschiedene Gerichtstage mit juristischer Dramaturgie« (Herbert Vorgrimler).⁴ Der Komplex »Glaube und Erfahrung«, somit auch das oben genannte »verstärkte anthropozentrische Bewußtsein«, ist, so hat es Walter Kasper einmal treffend formuliert, ein »vertracktes Thema«⁵, doch steht aus heutiger religionspädagogischer Sicht wohl fest, daß Schüler über den Weg der Erfahrung zum Verständnis der christlichen Religion geführt werden müssen. Ist Gott auch keine Projektion unserer Wünsche und Hoffnungen⁶, so wird Gottes Liebe zu uns eben doch in diesen Wünschen und Hoffnungen offenbar. Der Wunsch nach Leben, Frieden, Freude, Geborgenheit, Liebe ist eben Ausdruck menschlicher Urbedürfnisse, die der göttlichliebenden Schöpfungstat entspringen. Gott also »nicht der Gott der Toten, sondern der Gott der Lebenden« (Mt 22,32).

Diese Umkehrung der Richtung im Nachdenken über Gott behagt Schülern jedoch gar nicht!

a) Sie läuft nämlich dem vermeintlichen Vorwissen der Schüler zuwider. Sie widerspricht dem Gottesbild, das im Elternhaus, in den Medien und in der Öffentlichkeit für das katholische erklärt wird. Dabei ist es unerheblich, ob die Vermittlung dieses Gottesbildes einem gläubigen, ungläubigen oder dem Glauben gegenüber indifferenten Anliegen entsprang. Häufig scheint dieses Gottesbild von denjenigen vermittelt zu sein, die es sich mit der christlichen Religion und der Polemik gegen dieselbe leicht machen wollen. Schüler sind solchem Ansinnen jedoch hilflos ausgeliefert.

b) Sie zerstört ein für sicher gehaltenes, genau formulierbares Gottesbild und ersetzt es durch ein labiler erscheinendes, variables Gottesbild, das ständig hinterfragt, geändert, subjektiv gesteuert, durch Erfahrungen angereichert werden kann, muß und wird. Dieser dann notwendig gewordene Vorgang erscheint den meisten Schülern lästig.

c) Sie nimmt insofern Schüler zu sehr in die Pflicht. Weiter oben wurde bereits dargelegt, daß Schüler selbst größtenteils gar nicht an das von ihnen für katholisch gehaltene Gottesbild glauben. Die Vorstellung eines »Gottes mit weißem Bart« ist jedoch wesentlich leichter als ungläubwürdig zu entarnen als die In-die-Pflichtnahme, eigene Vorstellungen und Erfahrungen von Gott zu entwickeln und offenzulegen.

d) Nicht zuletzt läuft das aus dieser Umkehrung der Denkrichtung erwachsene Gerichtsbild dem in Schule und Gesellschaft Erlebten zuwider. Wenn in Schule und Ge-

2 Was wir glauben. Düsseldorf 1985, S. 9, mit Bezug auf G.L. Müller.

3 Eschatologie im Umriss, in: Ders.: Pneuma und Institution. Einsiedeln 1974, S. 410-455, S. 433.

4 Hoffnung auf Vollendung. Freiburg ²1984, S. 158.

5 Der Gott Jesu Christi. Mainz ²1983, S. 107.

6 Ebd., S. 45-48.

sellschaft auf gutes Benehmen, Handeln, Leisten immer auch Lohn und im Falle der Zuwiderhandlung Strafe folgt und erwartet wird, verlangt es natürlich ein besonderes Maß geistiger Flexibilität, im Religionsunterricht einen umgekehrten Weg zu beschreiten. Ein Problem, das im übrigen in der Theologie allgemein vorhanden ist, weichen doch göttliche Liebes-Logik und gesellschaftliche Leistungs-Logik stark voneinander ab.

Die unumgängliche Reaktion des Religionsunterrichtes scheint zu sein, das brüchige und marode Gottesbild, an das die Schüler selbst gar nicht mehr glauben, von dem die Schüler lediglich denken, daß sie es glauben sollen, zu ersetzen. Den Schülern muß dabei deutlich werden, daß das, was sie meinen, das die Kirche glaubt, nicht das ist, was die Kirche wirklich glaubt. Der Synodenbeschluß spricht diesbezüglich eine klare Sprache: »Religionsunterricht soll Scheinsicherheiten aufbrechen, vermeintlichen Glauben ebenso wie gedankenlosen Unglauben.«⁷

Das enorme Problem, das dabei besteht, ist, daß hierbei die alte Vorstellung nicht schrittweise in eine neue Vorstellung überführt werden kann. Die Vorstellung von Gott ist für alle religiösen und theologischen Problemfelder derart konstitutiv, daß hier erst einmal eine solide und tragfähige Grundlage vonnöten ist: brüchige Vorstellungen müssen durch tragfähige ersetzt werden. Tragfähige Vorstellungen ergeben sich jedoch nicht schleichend aus brüchigen, sondern sprunghaft. Wären Schüler beispielsweise fest davon überzeugt, daß $1+1=3$ ist, wäre wohl kaum eine mathematische Operation mehr möglich. Nur hat der Mathematiklehrer den Vorteil, das Problem durch Klarstellung des Sachverhaltes ($1+1=2$) auf Dauer zu lösen. In bezug auf religiöse oder philosophische Denkopoperationen ist ein solch belehrendes Verfahren jedoch nicht möglich und unwirksam. Sprunghaft geschieht im Religionsunterricht also überhaupt nichts.

Ganz leicht ist also das Problem nicht zu lösen. Denn Schüler (und nicht nur sie) wollen das einmal (wo auch immer) Gelernte nicht aufgeben, sie wollen nichts hergeben von dem, was ihnen, wenn auch nur vermeintlich, Sicherheit bietet. Sie glauben zu wissen, was der Religionslehrer von ihnen verlangt, und füllen die Seiten jeder Klassenarbeit, sei sie nun kirchengeschichtlich, ethisch, dogmatisch oder biblisch angelegt mit dem »Seid-nett-zueinander, dann schenkt euch der mit dem weißen Bart das ewige Leben«. Wer von uns gäbe seine Schablonen schon gerne her?

Manche Schüler, man sollte diesen Sachverhalt nicht verkennen, haben natürlich auch Angst, alles zu verlieren, was sie tatsächlich bisher glaubten. Sie stießen, getragen u.U. vom Glauben ihrer Familien, auf keine Glaubensprobleme und fühlen sich nun vom Religionslehrer düpiert.

Außerdem basiert das Bild vom liebenden Gott auf der freiwilligen Erfahrung des Schülers und der Schülerin. Es kann nicht katechetisch vermittelt werden, sondern muß je selbst gefunden, erfahren, reflektiert werden. Erfahrungsgemäß haben Schüler oft Schwierigkeiten mit freiwilliger und eigenständiger Arbeit, die Schulwirklichkeit geht an diesem Arbeitsstil allzu oft vorbei, so daß sich die Freiwilligkeit gläubiger Erfahrung und Erkenntnis in diesem Fall, um es neudeutsch zu sagen, kontraproduktiv auswirkt. Auch sehen Schüler den notwendigen komplizierten Schritt schon im Grundsatz

⁷ Der Religionsunterricht in der Schule. Ein Beschluß der Gemeinsamen Synode der Bistümer der Bundesrepublik Deutschland, Kapitel 2.5.1.

nicht ein. Den Schülern muß deshalb auch die Notwendigkeit des Schrittes offengelegt werden, was nicht einfach ist. Es muß jedoch auch ein Blick auf den Religionslehrer selbst geworfen werden. Führt er nämlich die Schüler tatsächlich an den Punkt, wo sie sich entscheiden müssen, wo sie ihr Gottesbild, an das sie nie recht geglaubt haben, auch öffentlich für ungläubwürdig erklären, regt sich auch bei ihm eine Stimme, die ihn nachdenklich werden läßt. Er merkt plötzlich, daß er sich mit seinem Unterricht seit einiger Zeit rückwärts bewegt. Ungeduld und Unsicherheit lassen ihn fragen, ob er nicht letzte Reste religiöser Überzeugungen der Schüler vernichtet. Stört er nicht die möglicherweise doch noch vorhandene kirchliche Sozialisation, stürzt er Schüler nicht in Zweifel und in Diskussionen, die sie nicht selbst mehr lösen und begreifen können?

Der Religionslehrer muß deshalb vorsichtig sein. Er darf nicht das religiöse Gefühl selbst angreifen, sondern es lediglich in einen größeren Sinnzusammenhang stellen, so daß aus diesem Zusammenhang heraus von selbst die Sinnfälligkeit eines liebenden Gottes, der den Menschen als selbsterkennendes und selbstbewußtes Wesen geschaffen und angenommen hat, einleuchtet. Er wird darauf achtgeben müssen, die Schüler auf diesem Weg nicht alleine zu lassen. Er wird sich dabei erinnern, wie auch bei ihm starre Gottesvorstellungen, die alter religionspädagogischer Zeit entsprangen, im Laufe seines Studiums und Nachdenkens über Gott den tragfähigen, flexiblen und durch Bewährungen hindurchgegangenen Gottesbildern gewichen sind.

Ihm wird jedoch auch bewußt werden, daß er auf Hilfe angewiesen ist. Ihm wird im täglichen Religionsunterricht deutlich, daß die Entstehung eines Gottesbildes »Gott mit weißem Bart« schon im Vorfeld: in Familie, Gesellschaft, Öffentlichkeit, Grundschule vermieden werden muß, damit Religionsunterricht in den Oberschulen den Anforderungen der Curricula genügen kann, damit der Religionslehrer mehr Rückhalt in der religiösen Erziehung und Bildung in Familien, Gemeinden und Gesellschaft erhält, damit er sich unterstützt weiß und auf sicherer Grundlage und mit gutem Gewissen seine religionspädagogischen Aufgaben erfüllen kann, die ihm durch die *missio canonica* obliegen.

František Kardinal Tomášek (1899-1992)

Von Hugo Rokyta

Der Alterzbischof von Prag und Primas von Böhmen František Kardinal Tomášek starb am 4. August als der wohl älteste Kardinal der römischen Kirche in seiner einstigen Residenz auf dem Hradschin, wenige Tage nach seinem 93. Geburtstag und nach seinem 70. Weihejubiläum als Priester der Erzdiözese Olmütz. Er wurde am 12. August in der Gruft der Prager Metropolen im St. Veitsdom zu Grabe getragen.

Neben dem Papstbesuch im Jahre 1990 – dem ersten in der Geschichte der Kirche in den böhmischen Ländern – war das Begräbnis des greisen Alterzbischofs das bedeutendste Ereignis im kirchlichen Leben. Papst Johannes Paul II. hatte seinen Kardinal-Staatsssekretär als Legaten entsandt. Im Begräbniszug zählte man über vierzig Infuln einheimischer und ausländischer Bischöfe und Äbte.